

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Brina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Junge, jetzt gilt's!“ rief Franz dem Posten zu und richtete sich auf.

Dem nächsten, der auf ihn einstrahlte, haute er die Pistole ins Gesicht, daß er bewußtlos zusammenbrach. Der Posten, ein hünenhaft gebauter Bosniak, schmetterte einem andern den Kolben auf den Schädel, so daß sie für eine Sekunde Luft bekamen und sich an die Tür zurückziehen konnten.

Aber schon wieder kamen die Komidatschis heran, ohne Laut, ohne Schreien. Franz biß die Zähne zusammen: am Ende wurde er jetzt ausradirt. Na schön... aber Teufel, wo nur Eghji Hassan blieb... Und die andern alle!

Und da trachte es schon in der Planke und im Rücken der Angreifer. Mit einem Schrei des Entsetzens erkannten sie, daß sie eingeschlossen waren, ihrem Schicksal nicht mehr entgehen konnten. Von allen Seiten kamen die Strafuni und Dragoner heran, allen voran Eghji Hassan, mit einer Faust sein Gewehr über den Kopf wirbelnd.

„Ergebt euch!“ schrie Franz in den Haufen hinein. „Sonst kommt keiner lebend aus dem Garten heraus.“

Da warfen sie die Gewehre fort. Kaum fünf, vier von ihnen waren noch unverwundet. Etwa fünf bis sechs Tote und Schwerverwundete färbten den Schnee blutig rot. Die anderen hatten Streifschüsse oder sonstige leichte Verwundungen.

„Vorwärts mit ihnen auf die Straße!“ kommandierte Franz. „Wir wollen uns einmal die Bisagen der Kerle anschauen. Hier ist's stockfinster.“

Nicht eben faust trieben die Dragoner und Strafuni die Gefangenen nach vorne. Ein paar Schwerverwundete wurden gleich ins Haus geschafft; die Toten, vier an der Zahl, legte man im Garten zusammen und bedeckte sie mit einem Tuche.

Auf der Straße, die vom Monde hell beleuchtet war, hielt Franz zunächst Musterung über seine Leute. Nicht einer fehlte. Die fünfzehn Strafuni, die Desider ihm zurückgelassen, waren vollständig da, ebenso seine Dragoner, von denen allerdings mehr als der halbe Zug mit Desider ausgerückt war. Auch Eghji Hassan mit seinen Gendarmen hatte keinen verlorenen Tropfen Blut zu beklagen.

„Kinder,“ rief Franz, „das war ein unblutiger Sieg. Hoffentlich kann Oberleutnant Grouan dasselbe melden. Aber Hassan, alter Ichiboukfresser, warum seid Ihr so spät gekommen? Der Gostic und ich haben schon aus dem letzten Loch gepfiffen. Wir zwei halten zwar ein paar aus, was Gostic — aber zwanzig auf einmal... Ihr müßt's doch gleich den ersten Schuß gehört haben?“

„Hab' ich auch, Herr Oberleutnant,“ rechtfertigte sich

Eghji Hassan. „Und beim dritten Schuß waren wir schon alle da vor dem Haus. Aber ich wollt' gleich ganze Arbeit machen, und so haben wir sie umgangen. Na, Herr Oberleutnant, jetzt haben wir sie auch.“

Und Eghji Hassan strich sich mit grimmigem Behagen den martialischen Schnauzer und warf liebevolle Blicke auf die Gefangenen.

„Wo kommt ihr her?“ fragte Franz denselben von ihnen, der das am wenigsten finstere Gesicht machte.

„Aus Stubovizja, Gospodin...“

„Halt's Maul!“ herrschte ein riesig gebauter Komidatsch den Burtschen an, so daß er verschüchtert schwieg.

„Halt selber das Maul, du Hund!“ schrie Eghji Hassan, und ein kräftiger Kolbenstoß verlieh seinen Worten überzeugenden Nachdruck. „Neberhaupt — sollt' ich dich nicht kennen? Bist du nicht der Mirko Bogic aus Sokolac, der vor zehn, zwölf Jahren den Wirt in dem Han dort erschlagen und ausgeraubt hat? Bist dann nach Mazedonten verschwand.“

„Ihr irrt Euch, Gospodin,“ erwiderte der Komidatsch, während seine ungeschlachten Glieder zu schlottern angingen. „Ich hab' nie den Wirt im Han in Sokolac gesehen; ich bin ein gebürtiger Serbe, von drüben jenseits der Morawa. Alle meine Kameraden werden das bestätigen.“

Nun sah auch Franz den Mann schärfer an.

„Himmelherrgott!“ rief er, „das ist ja — natürlich — Eghji, das ist derselbe Vadel, der's letztmal nach mir geschossen hat. Hassan, den Kerl werden wir uns einmal ausleihen. Was fangen wir dieweil mit den anderen an?“

„Der Bauer Lepovic, Herr Oberleutnant, hat eine feste Scheune, da sperren wir sie alle miteinander hinein.“

„Gut! Telegraphieren Sie aber nach Blasenica um einen Arzt für die Verwundeten. Und komm S' dann gleich zu mir ins Zimmer, den Kerl — wie heißt er? — ja, den Mirko, den bringen Sie mit!“

Er ging in den Garten zurück, um nach den Toten zu sehen. Plötzlich stand Olga hinter ihm.

„Wie kommen Sie hierher, Frau Gräfin?“ fragte er ganz verwundert.

„Der Posten hat den Vorgängen auf der Straße zugehört. So bin ich ihm durchgeschlüpft... Sie sehen, ich hätte die Gelegenheit benützen und fliehen können.“

„Gehen Sie hinein — das ist kein Anblick für Sie!“

„Sind Sie verwundet, Franz? Das eine will ich wissen!“

„Nein — aber ich bitte Sie, gehen Sie hinein, Frau Gräfin.“

„Die Leute kamen her, um mich zu befreien. Dieser Han hat sie sicher geschickt — o, dieser Mensch — dieser Mensch! Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Ich habe Sie gesehen,“ sprach sie dann leise weiter. „Wie Sie über den Baum gesprungen sind, wie Sie den einen niedergeschlagen haben... o, ich bin am Fenster gestanden...“

„Um Gottes willen, wenn eine Kugel Sie getroffen hätte...“

Wider seinen Willen entschlüpfte ihm dieser Ruf der Angst.

„Franz...“ Helle Freude klang in ihrer Stimme. Und im nächsten Augenblicke fühlte er zwei runde Arme um seinen Hals, zwei weiche, heiße Lippen preßten sich auf die seinen und eine glückselige Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Du liebst mich ja doch!“
Das war eine Minute! Wie betäubt stand Franz da... Als er sich einigermaßen gesammelt hatte, war sie längst verschwunden; dafür war Esghi Hassan neben ihm aufgepflanzt.

Allmächtiger, wenn der den Ruf gesehen hatte! Er schaute den Alten von der Seite an, aber der machte ein Gesicht, steinern und unergründlich wie die Sphinx in Aegypten.

„Herr Oberleutnant, melde gehorsamst, der Kerl ist im Zimmer drin,“ meldete er streng vorschriftsmäßig.

Diese Genauigkeit gerade kam Franz verdächtig vor, und ein schwerer Druck legte sich ihm auf die Brust.

„Hassan,“ sagte er und hielt ihn am Arm zurück, bevor sie ins Zimmer traten. „Hand aufs Herz, haben Sie was gesehen, oder haben Sie nichts gesehen?“

Die tausend Falten in Hassans Leder Gesicht grünten jede für sich allein, und unter den buschigen Brauen leuchtete es verständnisvoll auf.

„Hand aufs Herz, Herr Oberleutnant, ich habe nichts gesehen.“

„S ist ein überspanntes Frauenzimmer, Hassan!“

„hm — hm!“
Diese lakonische Aeußerung war alles, was Hassan darauf zu sagen hatte. Franz mochte sich nun darunter vorstellen, was er wollte.

Mit dem Komidatschi hatten sie keine großen Schwierigkeiten, augenscheinlich hatte Hassan seine Ueberredungstalenten schon vorher bei ihm in Anwendung gebracht. Er gestand alles. Daß Ray ihn gedungen, Franz zu erschießen. Daß Racovac von einem Kreis von Spionen umgeben sei, die darauf lauerten, daß die Gräfin ins Innere geschafft werde. Und daß der heutige Ueberfall von Ray befohlen sei, da dieser die Gebuld verloren hatte. Ein Teil der Bande lockte durch den Angriff auf die Patrouille die Besatzung aus dem Ort heraus, während er sich mit zwanzig Mann von hinten über die Berge an das Dorf herangeschlichen hatte. Den Posten vor dem Dorf hatten sie überrascht und niedergeschlagen... Das andere wußte der Herr Oberleutnant selbst.

„Also doch ein Toter...“ rief Franz mit tiefem Bedauern.

Der überraschte Posten war, wie sich herausstellte, von hinten niedergeschlagen worden. Als die Soldaten erfuhren, daß doch einer ihrer Kameraden das Leben hatte lassen müssen, gerieten sie in eine nicht geringe Wut, und als Esghi Hassan dann den Mirko nach der zum Gefangenhause avancierten Scheune brachte, regnete es Pfüsse und Hiebe auf den Kerl. Esghi Hassan war aber wiederum mit Blindheit geschlagen. Und auch mit Taubheit. Er sah und hörte nichts und warf den Mirko schließlich halbtot zu den andern.

Gegen Morgen rückte Desider mit seinen Leuten ein. Er hatte einen Leichtverwundeten, das war seine ganze Beifallsliste. Außerdem brachte er fünf Gefangene mit.

Seine Leute jubelten und sangen, als sie ins Dorf marschierten, und er selbst sah heiter und fröhlich aus wie schon lange nicht.

„Surra,“ rief er schon von weitem Franz entgegen, „das war ein guter Anfang!“

Als sie vierzehn Tage später die Zeitungen in die Hand nahmen, lasen sie unter den Nachrichten aus Serbien:

„Belgrad, den 22. Februar. „Politika“ meldet von einem nicht unbedeutenden Grenzgefecht, das vorige Woche an der Drina, südlich von Bitkovic, zwischen einem österreichischen Streifkorps und Komidatschis stattgefunden hat. Die „Strafunit“ waren über die Drina gegangen, wurden aber mit einem Verlust von 2 Offizieren und 17 Mann zurückgeworfen.“

„Großartig,“ sagte Franz. „Das heißt ich schwänzel!“ Und dann lachten sie beide herzlich über die Meldung.

Von österreichischer Seite stand kein Wort davon in den Blättern.

„Sie werden schon wissen, warum,“ meinte Desider.

15. Kapitel.

Ray's Wut, als er seinen Anschlag an der Wachsamkeit der Oesterreicher scheitern sah, war unbeschreiblich. Er selbst hatte an dem Kampfe nicht teilgenommen, dazu war er zu vorsichtig, und als er nun die Unmöglichkeit erkannte, vor der angebeteten Frau als Retter und Befreier zu erscheinen, eilte er nach Belgrad zurück, um den Krieg auf jeden Fall ins Werk zu setzen.

Hier fand dann in Savie's Privatwohnung eine Versammlung sämtlicher auf Serbiens Seite stehender Staatsmänner statt. Auch der Prinz, der in Zivil erschienen war, nahm daran teil.

Zunächst erstattete Mr. Barten, der aus Konstantinopel zurückgekehrt war, Bericht über seine Tätigkeit in der türkischen Hauptstadt.

„Ich habe getan, was ich konnte,“ sagte der Präsident des famosen Balkanomitees, „aber die Jungtürken sind gar zu vorsichtige Leute. Die Stimmung im Volke wäre einem Kriege gegen Oesterreich nicht abgeneigt. Ihre Idee, Durchlaucht, mit dem Boykott hat großartig eingeschlagen — die Oesterreicher werden lange daran zu tragen haben. Allein die Regierung und das jungtürkische Komitee wollen von einem Kriege nichts wissen. Erstens fürchten sie, daß ihnen Bulgarien in den Rücken fällt, und dann gestehen sie offen, daß sie sich den Oesterreichern nicht gewachsen fühlen. Ich legte ihnen klar, daß Oesterreich-Ungarn drei, vier Fronten werde zu decken haben — es half nichts. „Eine Niederlage kann uns alle unsere Errungenschaften, das Parlament, die Verfassung kosten“, sagte mir Achmed Riza Bey. Sie werden sich mit dem Mann auf dem Wiener Ballplatz einigen, werden sich die Provinzen abtaufen lassen. Eine Zeitlang werden sie noch miteinander herumfeilschen, schließlich wird aber die Sache perfekt werden.“

„Pui Teufel,“ rief der Prinz.

„Pui Teufel,“ sagte auch Savie und stridy würdevoll seinen Patriarchenbart, vergaß aber dabei, daß auch seine ganze Politik nur aus Geschäften und Geschäftchen bestand, teils offizieller, teils privater Natur, zumeist das letztere.

Ray nahm nun das Wort:

„Meine Herren,“ sagte er, „ich habe so etwas Aehnliches erwartet. Aber das macht nichts. Serbien ist durch die Freundschaft der Mächte stark genug, den Kampf gegen Oesterreich-Ungarn aufzunehmen.“

„Aufzunehmen, nur aufzunehmen?“ rief der Prinz ungeduldig. „Wir sind stark genug, es zu besiegen. Und wir werden es besiegen!“

„Gott gebe es,“ sagte der Agent Russlands. „Was Russland für Sie tun kann, wird geschehen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Prinz. „Es ist mir von mancher Seite versprochen worden, als ich in Petersburg war, daß Russland Serbien nicht im Stich lassen wird. Wir werden kämpfen wie eben Helden kämpfen, die den teuren Boden ihres Vaterlandes zu schützen haben. Kein österreichischer oder ungarischer Soldat soll Serbiens heiligen Boden betreten.“

Die versammelten Staatsmänner brachen in laute Hodepodepode aus und es dauerte lange, bis die Stimmung der Begeisterung sich so weit gelegt hatte, daß Ray fortfahren konnte:

„Mit einem Helden wie Seine königliche Hoheit an der Spitze,“ sprach er mit tiefer Verbeugung vor dem Prinzen, „ist Serbien unbeflegbar. Der Prinz ist der würdige Nachkomme des Schwarzen Georg, der das Land vom Joch der Türken befreite. Ich kann Ihnen versichern, königliche Hoheit, ganz Bosnien und Herzegowina preisen heute schon Ihren erlauchten Namen als Befreier. Ihr Marsch nach Serajevo wird ein einziger, ununterbrochener Triumphzug sein.“

Diese Worte gossen Del in das Feuer des Prinzen.

Wib fuhr er auf.

„Heute noch breche ich auf, wenn es sein muß. Worauf warten wir denn eigentlich noch?“ rief er.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weihachtsbaum.

Skizze von H. v. Mühlenfels.

Sie sahen zusammen und strickten. Sie strickten Mädchen und Kleidchen und Leibchen für die kleinen armen Kinder ihres Dorfes, denn die Liebesgaben für die, die im Felde standen, waren längst abgefaßt. Nun galt es für ein ernstes, stilles Fest daheim zu wirken.

„Ich habe schon einen wundervollen Baum ausgesucht!“ sagte Dortje, die blonde Tochter, aber Mutter und Tante sahen sie ordentlich vorwurfsvoll an.

Die Mutter war eine feine, blasse, noch jugendlich aussehende Frau; die Tante aber hatte bereits graue Haare und ihr Gesicht hatte einen harten, fast unfrauenhaften Zug.

„Denkst du wirklich im Ernst an einen Weihnachtsbaum, Dortje?“ sagte sie scharf, und als das junge Mädchen ihr frei in die Augen sah, fuhr sie zu ihrer Schwägerin gewandt fort:

„Hab ich's nicht immer gesagt, daß dem Mädchen jeder Ernst fehlt? Geht sie nicht vergnügt und frohgemut durchs Haus, als ob die Welt in tiefem Frieden läge? Gestern, als sie mit den Mädchen in der Küche beim Boden war, hat sie Weihnachtslieder gesungen — und schlimmer noch, lustige Solbatalieder hat sie nur so herausgeschmettert. Ich muß gestehen, die Hände sind mir schlaff in den Schoß gefallen, als ich das hörte!“

„Warum soll ich nicht singen?“ sagte Dortje. „Unsere Solbatalen singen doch auch, und ob wir hier unsern armen Leuten im Dunkeln bescheiden, oder ob wir ihnen einen Weihnachtsbaum machen, das ändert für das, was in der Welt vorgeht, doch auch nichts, und andern Leuten hier nehmen wir das, worauf sie sich seit Monaten freuen!“

„Ich glaube, sie hat nicht ganz unrecht, Maria!“ sagte die Mutter sanft. „Ein einfacher Weihnachtsbaum in der Halle bedeutet wohl auch keinen Leichtsin!“

Die Tante aber, die seit des Vaters Tod dank ihrer großen Energie die Maßgebende auf dem Gut, ja, im ganzen Dorf war, entschied kurz: „Ich begreife Euch beide nicht! Wenn wir den Leuten hier ein Weihnachten wie in gewöhnlichen Jahren bereiten, so heißt das doch geradezu, sie zu einer leichtfertigen Auffassung des furchtbaren Dramas, das sich in der Welt abspielt, zwingen. Mag jeder von ihnen es in den eigenen vier Wänden halten, wie er will — hier im Gutshaus sollen sie an den Ernst der Zeit gemahnt werden!“

Die Mutter senkte schweigend den Kopf, aber Dortje stand trotzig auf und verließ das Zimmer. Tränen lagen ihr auf der Brust, aber die Tante sollte nicht sehen, daß sie weinte, sonst kam eine ihrer langen Sittenpredigten, die Dortje nun schon auswendig kannte. Sie haßte diese Tante, trotzdem sie zugeben mußte, daß sie ungleich tüchtiger und geschäftserfahrener war, als die zarte Mutter, die wirklich nicht fähig war, das große Amt, das ihr nach des Vaters Tod zugefallen war, zu verwalten.

Und Kurt, der einzige Sohn des Hauses, der soviel vom starken energischen Geist seines Vaters geerbt hatte, stand im Feld, und die Tante sprach jeden Tag von der Möglichkeit, daß er nicht zurückkehre. Gewiß, es war viel Anlaß zur Traurigkeit vorhanden, aber was nützte es, wenn man den Kopf hängen ließ und all das bischen Fröhlichkeit, für das das Herz noch Raum hatte, mit Gewalt niederdrückte?

Dortje nahm Mantel und Besen vom Haken und schlich hinaus. Laue, weiche Nachtluft umfing sie, aber der Himmel war sternklar und der Mond warf einen silberweißen Schimmer auf die Erde.

Sie schritt zu einer kleinen Lattenlaube, die im Sommer von wildem Wein umrankt war — so dicht — daß kein Blick von außen hineinfallen konnte. Die kleine Laube war ihr Zufluchtsort, wenn es ihr drin im Haus bei den zwei Frauen zu eng und kalt wurde; in diese Laube schlich sie, sobald sie ein Stündchen für sich erübrigen konnte und das, was sie im Haus zum Vergern der Tante so tapfer niederkämpfte, kam hier leidenschaftlich zum Ausdruck: der heiße bittere Schmerz um den Bruder und um den andern, den Freund des Bruders, der im selben Regiment mit ihm stand und dem sie am Tag vor dem Ausrücken in eben dieser Laube das Versprechen der Treue gegeben hatte. Nein, o nein, sie war nicht leichtfertig; sie schwebte nicht in gedankenloser Oberflächlichkeit über die Schwere dieser Zeit hinweg.

Kein Mensch wußte, was sie in ihren Nächten durchlitt und durchkämpfte, und was es ihr kostete, am Tag ein heiteres Gesicht zu zeigen. Es war viel, viel schwerer für sie, froh und aufrecht zu bleiben, als den Kopf hängen zu lassen.

Tränen stürzten ihr aus den Augen. Es war bitter, sich so verkannt zu sehen! Und Dortje dachte angestrengt darüber nach, ob es denn wirklich ein Leichtsin war, wenn man auch in diesem Jahre den armen Leuten aus dem Dorf ein frohes Weihnachtsfest bereite.

Es war schon soviel Jammer in die einzelnen Häuser gezogen. Frauen hatten ihre Männer, Eltern ihre Söhne schon hergeben müssen. Nun sollte ihnen auch am Weihnachtsabend der gewohnte Lichterglanz fehlen! Das dünkte ihr eine unnötige Härte.

Aber mochte es so sein! Der Bruder und der Geliebte hatten ihr Weihnachtsbäumchen ins Feld gesandt bekommen, und sie selbst würde sich auch eines anzünden, und wenn es noch so klein war, und wenn sie es ganz im Verborgenen halten mußte. Aber sie

wollte im Lichterschein dieser beiden, um die sich ihr Denken und Sehnen bewegte, gedenken.

Die Tage schlichen dahin, man freidte und begann die Sachen für die Weihnachtsbescherung zu ordnen: lauter praktische nützliche Sachen, ein Korb Äpfel und Kasse für jeden und statt des Rudens zwei große Brote und ein Zentner Kartoffeln. Dortje hatte vom eigenen Geld für die Kinder ein paar einfache Spielsachen gekauft, und die Tante sah schweigend darüber hinweg.

Wie immer waren die Sachen in der großen Vorhalle aufgebaut, aber während sonst auch die nächsternsten Gegenstände einen Schimmer von Beklärung erhalten hatten, lag heute alles grau und traurig und fast beleidigend praktisch da.

Dortje hatte Tränen in den Augen, als sie an den Tischen vorbeiging. Die Tante wollte auch nicht, daß gesungen würde. Der Inspektor sollte eine kurze, ernste Ansprache halten, und dann sollten die Gaben verteilt werden.

Auch sie selbst würden nicht, wie in jedem Jahr, mit dem Inspektor und den zwei Junggefallen des Dorfes den gemüthlichen Karpfenschmaus halten; es war Pflicht und Anstand, gerade diesen Abend in ganz besonderem Ernst zu begehen.

Dortjes Mutter fügte sich in alles. Sie war seit Vaters Tod eine gebrochene Frau, die keinen eigenen Willen mehr hatte.

Dortjes Herz aber rebellirte. Seld ein Weihnachten für die armen Leute war furchtbar, und immer wieder fragte sie sich, ob denen im Felde ein Gefallen damit geschähe, wenn man sich zu Hause mit aller Macht zum Trübsinn und Verzweifeln zwang.

Sie hatte sich wirklich ein kleines Bäumchen geschmückt. Das sollte ihr am späten Abend, wenn diese traurige Bescherung vorüber war, in ihrem Zimmerchen brennen, und dann würde sie ihr Weihnachtsfest fern von Mutter und Tante in Gedanken mit den beiden liebsten Menschen auf der Welt, die draußen irgendwo in einem Schützengraben lagen, feiern.

Punkt 5 Uhr kamen sie truppweise aus dem Dorf zum Gut heraufmarschirert; Frauen, die ihre kleinsten Kinder an der Hand führten; alte Männer und humpelnde Mütterchen, und eine ganze Schar froher Jugend.

Dortje mochte sich den Zug gar nicht ansehen, wenn sie an die herbe Enttäuschung all dieser armen Menschen, die sich auf den Lichterschimmer im Gutshaus freuten, dachte.

Wie ein Mensch, der ein schlechtes Gewissen hat, schlich sie die Treppe hinab, stellte sich zu Mutter und Tante und hatte den blonden Kopf gesenkt.

Der Inspektor hielt die von der Tante gewünschte, ernste Ansprache. Er wies die ohnehin vom Schicksal heimgeleiteten Leute auf den grenzenlosen Jammer, der in der ganzen Welt herrsche, hin; er belastete ihr Gemüth, indem er ihnen Karz machen versuchte, daß Weihnachten in diesem Jahre nicht ein Fest der Freude, sondern ein Fest der Tränen genannt werden müsse, und je öfter er ein Schluchzen, einen Seufzer oder lautes Weinen hörte, um so düsterer und trostloser ward seine Rede.

Dortjes Herz zitterte vor Born und Mitleid. O, daß sie diesem armen Menschen, der sich klavisch den Anweisungen einer harten, kalten Frau gefügt hatte, ins Wort fallen könnte! Daß sie diesen Leuten sagen könnte:

Nein, nein und tausendmal nein! Durch Trübsal und Korp-hängerei helft Ihr denen da draußen nicht, macht Ihr den namenlosen Jammer, der in der Welt herrscht, nicht geringer. Froh und stark sollt Ihr sein, damit Ihr denen, die zu Euch zurückkehren, die Eurer Kraft, Eurer Liebe, Eurer Freudigkeit bedürfen, eine wirkliche Hüfe und Stütze sein könnt.

Aber während sie noch so dachte, drang ein ungewohntes Geräusch an ihr Ohr: die Hupe eines Autos.

Hatte sie sich geirrt? Sie schaute zum Fenster. Und dann noch einmal, und aller Blide folgten jetzt den ihrigen: der Inspektor hielt in seiner Rede inne, und Dortje lief mitten durch all die Leute aus der Halle heraus und zur großen Einfahrt hin. Sie stieß einen lauten Schrei aus.

Das war Kurt, der Sohn des Hauses, mit verbundener Stirn und dem linken Arm in schwarzer Binde. Er lachte aber ganz fröhlich.

„Es sieht gefährlicher aus, als es ist!“ sagte er zu Dortje und läste sie. „Aber gestern kam ein neuer Schub ins Lazarett und da entließ man die Leichterverwundeten, die noch vor Weihnachten ihr Heim erreichen konnten. Nun komme ich wohl noch gerade zur Bescherung, oder ist der Baum noch nicht angezündet?“

Dann lag er in der Mutter Armen, die vor Weinen zitterte und auch die Tante kam hinzu, begrüßte den Neffen, sagte dann aber: „Vieher Kurt, wir haben den Inspektor mitten in der Rede unterbrochen; wenn du dich kräftig genug fühlst, so setz dich zu uns in die Halle, bis die Feier zu Ende ist!“

Aber da vergah Dortje allen Respekt vor der Tante.

„Nein, nein!“ rief sie trotzig, „er soll diese furchtbare Rede nicht weiter halten!“ Und zu den Dorfleuten, die sich um den Bruder gedrängt hatten, sagte sie: „Wartet einen Augenblick!“ Sie in ihr Zimmer und kam gleich darauf mit ihrem kleinen Lichterbaum zurück. Und dann gab es doch noch frohe Weihnachten.

Die Lichter flammten auf, und Dortje öffnete die Türen zum großen Saal, spielte das alte schöne Lied: „Stille Nacht,

heilige Nacht!" und alle fielen ein, und die Kinder jubelten, und der Inspektor verzog sich mit der Tante in eine Ecke.

Und dann gab es auch noch ein fröhliches Abendessen mit lauter guten Dingen. Der Bruder war auf das Sofa im Speisezimmer gebettet worden, und Dortie kniete vor ihm und streichelte seine Hand.

"Es geht ihm gut, Dortie!" hatte er gesagt. "Er schickt dir tausend Grüße, und du sollst froh und tapfer und gesund sein — nicht den Kopf hängen lassen!"

"Nicht wahr, es ist keine Schande, wenn man sich Mühe gibt, froh und stark zu sein?" und der Bruder strich ihr mit der gesunden Hand übers Haar.

"Armes Dortie," sagte er, "ich glaube, manches tapferere Mädel, das zu Hause bleiben muß, hat's schlimmer, als wir da draußen!"

Da warf sie ihren Kopf an des Bruders Brust.

Vermischtes.

* Ein Weihnachten auf der „Breslau“. Bunt anschauliche Bilder von dem Lebensgang eines kleinen Kreuzers, nämlich der „Breslau“, die sich durch ihre Taten auf dem Mittelmeer und jetzt im Schwarzen Meer so großen Ruhm erworben hat, entwirrt Kapitänleutnant Richard von Stosch in einem soeben bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Buch „Im Nord und Mittelmeer“. Uns interessiert gerade jetzt besonders die Schilderung eines Weihnachtstages, das die „Breslau“ an der russischen Küste erlebte: „So ist die Weihnachtszeit herangekommen. Die Hoffnung der Verheirateten, das Fest im Familienkreise feiern zu können, ist geschwunden. Die Weihnachtspakete sind ausgeblieben. Man vertröstet sich auf später. Dank der rührigen Tätigkeit des deutschen Konfuzius sind Bäume aus den Bergen geholt worden; wenn es auch nicht die Tannen der heimatischen Wälder sind, sind es doch Nadelbäume. Viel Zeit zu Weihnachtsvorbereitungen ist nicht gewesen, und die Gelechts- und Divisionsbesichtigungen durch den Kommandanten hat alles in Atem gehalten. Jetzt ist die schwere Zeit ruhrend überstanden und die Weihnachtstfreude ungetrübt. Heiligabend! Nachtern auf der Schanze in buntem Lichterglanz zwei Weihnachtsbäume. Mit Flaggen und frischem Grün ist das Deck geschmückt. Die Deutschen der Kolonie haben sich an Bord versammelt. Die Schiffsglocke läutet feierlich zum Gottesdienst. „Es ist ein Ros“ entspringen“, singt vierstimmig der Chor der Unteroffiziere. Der Kommandant verliest das Weihnachtsevangelium, einem jeden bekannt von Kindheit an. Aber heute klingt es anders als sonst. Hat man nicht vor wenig Tagen noch das Land gesehen, wo die Engel den Hirten auf dem Felde den Heiland verkündeten? Ist nicht jeder Fußtritt dort drüben, die Häuser, die Wiesen und die Berge darüber ein heiliges Land? Das Harmonium leitet in weichen Akkorden zu dem Schlußlied über. — „Stille Nacht, heilige Nacht“, das Lied, das im Elternhause gehungen, den Jüngling begleitet hat durch all die Jahre, das der Mann am eigenen Herd sang. Jetzt singen sie es wohl daheim unter dem brennenden Baum und gedenken des Sohnes, des Gatten, des Bruders in der Ferne. Nach der kirchlichen Feier wird der Mannschaft besocht. Die Wohnräume und Tische sind mit den geringsten Mitteln kunstvoll geschmückt. Auf langen Tafeln liegen die bescheidenen Geschenke. Wenn in der Urnacht des Dienstes auch die Weihnachtstimmung nicht kommen wollte, der Gottesdienst und die alten Lieder haben sie hervorzubereit. Nach dem Abschied der Gäste feiert der Kommandant im Kreise der Offiziere. Als Ersatz für die ausgebliebene Weihnachtstsendung hat der Vorgesetzte kleine Geschenke eingekauft und besichert sie den Kameraden. Es ist für den Wenigen etwas Eigenes um solch ein Weihnachtstfest unter sengender Sonne. In der Heimat verbindet sich mit dem würzigen Tannenduft frische Winterfälle an kurzen Dämmerntagen und silberner Sternenschein auf glühendem Schnee. Was an Familienstimm und Heimatliebe im Herzen geschlummert hat, wird wieder wach. Fröhliche Lieder erklingen, aber doch liegt in der Stimmung etwas Gehaltenes, der Heimat Zugewandtes. Mancher dem das Herz hart geworden ist im Daseinskampf, spürt eine ihm fremde Regung, etwas wie Sehnsucht nach vergangenen Tagen. Als der Mond über den schneebedeckten Gipfeln der Berge aufsteigt und sein klares Licht über die schweigenden Wälder streut, liegt alles an Bord in tiefer Ruhe...“

* Der „Freiwillige“ Schotte. Rudyard Kipling, der so merkwürdige Schilderungen von den englischen Kolonialsoldaten entworfen hat, wendet jetzt seine besondere Aufmerksamkeit der „neuen Armee“ zu, die England in seinen Freiwilligen heranwachsen sieht: in einer Reihe von Artikeln will er im „Daily Telegraph“ das neue Heer beim „Exerzieren“ schildern. Sein zweiter Artikel führt nach Schottland, und er plaudert hier mit einem alten Sergeanten über die neuen Rekruten, von denen er natürlich nur Gutes hört. Der Sergeant bedauert nur, daß die „Nöcker“ für die Leute noch nicht da seien, denn wenn die Nöcker kommen, dann würden die Soldaten ganz andere Menschen sein. * Auch der moralische Wert der Fußballspiele wird gehörig hervorgehoben. Daß aber der Geist des von den Briten so arg geschmähten „Militarismus“ den Engländern wirklich noch nicht

in Fleisch und Blut übergegangen ist, das beweist eine Geschichte, die Kipling so nebenbei erzählt. War da ein wackerer Schotte dem „Aus der Ehre“ gefolgt und hatte sich als Freiwilliger anwerben lassen. Er diente auch ein paar Tage, dann aber dachte ihm etwas bei der neuen Beschäftigung nicht, und er ging einfach fort, so wie wohl ein Arbeiter aus der Fabrik oder aus dem Bergwerk wegleibt, wenn er Lust hat. Nach einiger Zeit drang aber doch ein Bericht zu ihm, daß man in Kreisen seiner Vorgesetzten diese Tat nicht gerade für ehrenhaft hielt und daß er zur Verantwortung gezogen werden sollte. Er setzte sich also hin, schrieb unter voller Angabe seiner Adresse an den Offizier, unter dessen Befehl er gestanden hatte, und fragte bei ihm an, was man denn eigentlich von ihm haben wolle und was er tun solle. Der Offizier schrieb ihm freundlich zurück und riet ihm: „Das Beste ist, wieder einzutreten.“ So tat der Mann, und über die ganze Sache wurde kein Wort verloren. „Seine Bestrafung wird ihn natürlich erlen“, bemerkt Kipling dazu, „aber erst, wenn er begreift, was er getan hat. Wenn er allerdings auch dann nicht so weit ist, um sich selbst zu verachten — er hat sonst eine sehr große Meinung von sich — dann ist Horken und Malz an ihm verloren und er wird nie ein guter Soldat werden.“ Jedenfalls haben es also die Engländer nicht eilig, ihre neuen Soldaten wegen Fahnenflucht zu bestrafen.

* Wenn ein russischer General eine Kriesskasse erbeutet. Wenn ein deutscher General eine Kriesskasse erbeutet, so ist es seine und seiner Mannschaften erste und Hauptforae, sie sobald wie möglich für den obersten Kriegsherrn in Sicherheit zu bringen. Wenn ein russischer General das gleiche Glück hat, hat er ganz andere Sorgen. Der russische General Woldemar von von Loewenstern (1777—1858), der die Freiheitskriege mitmachte, hatte das Glück, im Rücken des französischen Heeres eine sächsische Marschkolonne von 100 Mann gefangen zu nehmen und eine Kriesskasse von 700 000 Franken zu erbeuten. Der Gang hatte wenig Aufregung gekostet, aber schwieriger war es nach Loewensterns eigenen Mitteilungen, ihn in Sicherheit zu bringen. Er hielt es für das Klügste, einige Goldtönnchen aufschlaagen zu lassen und 100 000 Franken an die Leute zu verteilen, mit dem Versprechen einer gleichen Summe nach glücklicher Rückkehr zum Heere. Es ging nun unter großen Gefahren und dementsprechenden Vorsichtsmaßnahmen bis nach Jüterbog, wo der russische Oberst Brendl mit Kosaken stand. Als Brendl die Geldwagen erblickte, malte sich Neid und Mißgunst auf seinem Gesicht, und er erlangte einen schlaun Plan, sich auch einen Anteil an der reichen Beute zu sichern. Er dachte in der Nacht falschen Lärm zu machen, als ob der Feind ihn plötzlich angriffe, darauf, wie von diesem geworfen, sich in Unordnung auf Loewensterns Biwak zu werfen und im Wirrwarr die Kriesskasse mit retten zu helfen, wo ihm dann ein Anteil an dem Gebe nicht verweigert werden könnte. In der Tat kam er auch des Abends zu Loewenstern unter dem Vorwande, sich bei einem Glase Punch die Geschichte des Dandtreichs erzählen zu lassen; in Wahrheit aber, um sich die Stelle, wo die Wagen standen, recht genau anzusehen. Auch gab er mit bereiten Worten seine Bereitwilligkeit zu erkennen, für die Kameraden, die jedenfalls von den Strapazen ermüdet sein würden, selbst die nötigen Wachen und Vorsichtsmaßnahmen zu übernehmen. Loewenstern bejahte sich für das Anerbieten sehr dankbar, traf aber im stillen seine Maßregeln, denn ein Offizier Brendl, der früher unter ihm gedient, hatte ihm den Anschlag des falschen Freundes verraten. Als es dunkel geworden und Brendl wieder fortgeritten war, ließ er unter starker Bedeckung die Wagen eine Viertelstunde weiter rückwärts an einen sicheren Ort bringen, blieb aber selbst mit 100 Kosaken an den fortbrennenden Lagerfeuern, um das Ende der Geschichte mit anzusehen. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Kosakenhaufen mit Brendl an der Spitze wie das wilde Heer herangefallen und rief: „Der Feind! Der Feind! Rettet euch!“ Aber die verlassenen Wachen feuerten fort. Loewensterns Kosaken flohen nicht, sondern saßen auf, um den Flüchtenden zur Unterstützung zu dienen, und die emsig mit den Augen gesuchten Wagen waren verschwunden. Der schlaun Plan war fehlgeschlagen und Loewenstern brachte seine Beute glücklich nach Berlin.

Starke.

Vorhand spielt getriebenes Treff-Solo mit folgenden Karten:



Wie müssen die Karten sitzen, damit Vorhand das Spiel mit Schneider oder Schwarz gewinnt und auch Unterhand ihr beachtliches Solo trotz der vielen hohen Trümpe in der Hand eines Gegners gewonnen hätte? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Tannennadeln.